

Gut leben auf Kosten anderer

Ulrich Brand ist Co-Autor des Bestsellers «Imperiale Lebensweise». Im Interview in Ecuador spricht er über das koloniale Selbstverständnis des Nordens, über Zivilisationskrisen im Süden und was die Arbeitskämpfe in China mit unseren Kleidern zu tun haben.

von Romano Paganini

Ulrich Brand, Sie fliegen mit dem Flugzeug nach Lateinamerika, lehren an der Uni Wien und verdienen Euros. Ich lebe in Ecuador, werde für dieses Interview in Schweizer Franken bezahlt und profitiere dadurch von den niedrigen Lebenskosten hier. Die imperiale Lebensweise hat unseren Alltag doch längstens imprägniert.

Natürlich kommen wir aus der imperialen Lebensweise nicht einfach so raus, das ist ja eine Struktur. Ich lebe nun mal in Wien, und das Leben in Wien ist schon wegen der Infrastruktur ressourcenintensiv. Auch müsste ich nicht nach Lateinamerika, um mir dieser Probleme bewusst zu werden. Ich könnte ja alles lesen. Aber die zwei Wochen in Ecuador machen etwas mit mir. Ich kenne mich doch besser aus, wenn ich mindestens einmal im Jahr dort bin, mit Kollegen spreche und den Alltag erlebe.

Sie erwähnen die Struktur der imperialen Lebensweise. Was bedeutet das?

Die Struktur der imperialen Lebensweise schafft gesellschaftliche Bedingungen, aus denen wir normalerweise nicht einfach aussteigen können. Natürlich können wir etwas verantwortlicher arbeiten oder konsumieren, aber dies alleine ändert nicht viel an den Bedingungen. Imperiale Lebensweise – genauer heisst es imperiale Produktions- und Lebensweise – bedeutet immer auch kolonial. Und diese Strukturen sind sehr alt.

Können Sie ein Beispiel machen?

Im 19. Jahrhundert bezog die Schwerindustrie Rohstoffe wie Holz, Kohle und Eisenerz noch vorwiegend aus Europa. Dies änderte sich mit dem Erdöl als Energieträger zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei die kolonialen Strukturen diesen Prozess vereinfachten. Nach den Weltkriegen erfuhr der Kapitalismus durch Massenproduktion und Massenkonsum einen weiteren Schub. Die etablierten Konsummuster, einst für die Oberschicht reserviert, begannen sich auch in den unteren Bevölkerungsschichten zu manifestieren.

Mit anderen Worten: Was einst der Oberschicht vorbehalten war, ist heute einer breiten Masse zugänglich.

Genau. Der Zugriff auf billige Arbeitskräfte und Ressourcen ausserhalb Europas macht die imperiale Lebensweise erst möglich. Denn ohne diese müssten wir selber schauen, wie wir zu Metallen, Maschinen und Lebensmitteln kommen, etwa durch nicht-imperialen Handel und damit deutlich höheren Preisen. Im Globalisierungsprozess mit Hightech, internationalistischer Nahrungsmittelproduktion und billigen Klamotten vertieft sich die imperiale Lebensweise, die sich mittlerweile bis in die Mittelschichten des Globalen Südens gepflügt hat. In Lateinamerika war das bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren der Fall, heute sind es Länder wie Indien oder China.

Zur Person

Zwei transkontinentale Flüge pro Jahr – öfter möchte Ulrich Brand nicht ins Flugzeug steigen. Schliesslich ist Fliegen und der damit verbundene Rohstoffverbrauch Teil seiner Kritik, die er im Buch «Imperiale Lebensweise» zusammengefasst hat. Doch Ulrich Brand, Professor für Internationale Politik an der Universität Wien, gehört zu den Pragmatikern unter den Kapitalismuskritikern. Man müsse die Realität in ihren Widersprüchen erfassen, betont er. «Sonst packst du das Schicksal zu sehr auf deine eigenen Schultern und überdrehst irgendwann wie einige Leute aus der 68er-Bewegung.»



Foto: zVg



Sind sich die Menschen in den Industriestaaten zu wenig bewusst, dass ihre Lebensweise eng mit der Unterdrückung und Versklavung in den Ländern des Südens zusammenhängt und sie deswegen mitverantwortlich dafür sind?

Marx hatte bereits gesagt, dass bei den Waren, die wir kaufen, die ökologischen und sozialen Bedingungen der Produktion nicht ersichtlich sind. Aber wenn in China unser Handy produziert wird oder die Mineure in Kolumbien Kohle für den europäischen Markt von Hand herauspicken, dann steht das in direkter Beziehung zu unserem Konsumverhalten. Es mag diesbezüglich ein Nichtwissen geben, aber eigentlich verfügen Länder wie Deutschland oder die Schweiz über genügend Informationen.

Dazu passt eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt und Energie, die Sie in Ihrem Buch zitieren. Gut Ausgebildete aus der Mittelschicht mit grossem Umweltbewusstsein sind gleichzeitig die grössten Ressourcenverbraucher. Wie erklären Sie sich das?

In Bezug auf den Umweltschutz kann das Bewusstsein unter Umständen eine Rolle spielen. Doch es bedeutet nicht per se, dass diese Menschen auch umweltbewusster agieren. Wenn die Leute 3000 bis 4000 Euro netto verdienen, dann gehen sie am Wochenende vielleicht auf den

Bauernmarkt und kaufen sich ökologische Produkte, fliegen aber zwei bis drei Mal im Jahr in den Urlaub.

Also ein eher oberflächliches Verständnis von Umweltschutz.

Es gibt einen Unterschied zwischen objektiven Gründen, warum ich mich ressourcenintensiv verhalte, und subjektiven Wünschen. Wenn jemand auf dem Land lebt, aber in der Stadt arbeitet und keine guten ÖV-Verbindungen hat, dann ist er auf das Auto angewiesen. Aber wenn du zwei, drei Mal im Jahr in den Urlaub fliegst – worauf du ja verzichten kannst – dann ist das etwas anderes.

Neue Zugverbindungen werden als Teil der Energiewende betrachtet, Stichwort post-fossiles Zeitalter. Sehen Sie darin eine Chance, aus der imperialen Lebensweise auszuweichen?

Ja und nein. Denn die Gefahr der erneuerbaren Energien besteht darin, dass man die Produktion zwar mit anderen Rohstoffen versorgt, ohne dabei jedoch die ökonomischen Ausbeutungs- und Machtstrukturen zu verändern. Seit den 1980er-Jahren gibt es diesbezüglich einen globalen Eliten-Dissens, in dem progressive Kräfte sagen, man brauche so etwas wie Nachhaltigkeit. Allerdings argumentieren sie weiterhin prokapitalistisch. Der Diskurs der nachhal-



Foto: Keystone/EPA/Christian Thompson

Wir schicken unseren Elektromüll nach Afrika und nehmen die wertvollen Rohstoffe daraufhin wieder zurück (links), lassen unsere Handys in China für ein paar Rappen zusammenbauen (Mitte) und die Lebensmittel, die wir bei uns geniessen (rechts) und von denen wir nicht selten einen Teil wegschmeissen, hinterlässt in den Produktionsländern verbrannte Erde und leergefischte Meere.

tigen Entwicklung findet deshalb nur am Rande statt. Dies ändert sich aus meiner Sicht mit der Finanzkrise – zumindest teilweise. Bestimmte Gruppen realisieren in diesem Moment, dass sie als Gewinner aus der Krise rauskommen, wenn sie verstärkt auf Grün setzen. Es entsteht der Begriff der Green Economy, die grüne Wirtschaft, die nochmals verstärkt auf die kapitalistische Ökonomie setzt und soziale Fragen weiter an den Rand drängt.

Neu sind die Konzepte der grünen Wirtschaft nicht.

Die Green Economy ist für mich Ausdruck dafür, dass Teile der Eliten ganz genau wissen, dass im Moment etwas total falsch läuft. Mit der grünen Wirtschaft hofft man, dass sich Unternehmer über grüne Gewinne, Gewerkschaften über grüne Jobs und Konsumenten über grüne Produkte freuen. Die Strategie der Green Economy stellt zwar die Auswüchse der imperialen Lebensweise infrage, aber nicht die imperiale Lebensweise an sich. Denn die Herkunft der Rohstoffe bleibt weitgehend unsichtbar. Auch die Produktionsformen, das Profitdenken und die damit verbundene Lebensweise bleiben bestehen.

Warum steht die imperiale Lebensweise nicht auf der Polit-Agenda?

Vor allem, weil der Staat in der kapitalistischen Ökonomie verankert und zutiefst von ihr abhängig ist. In Regionen wie Lateinamerika leben die Staaten von Konzessionen und Zöllen, etwa was Abbau und Ausfuhr von Rohstoffen betrifft. In Europa sind es vorwiegend Steuern und Abgaben. Diese materielle Grundlage, die heute nach kapitalistischen Prinzipien produziert wird und die der Staat aus der Gesellschaft schöpft, bildet die Basis unseres Wohlstandes.

Na ja, Wohlstand klingt ja eigentlich nicht so schlecht.

Aber auf wessen Kosten? Deutschland und die Schweiz haben nur deshalb ein relativ hohes Durchschnittseinkommen und einen so guten öffentlichen Bildungssektor, weil die Ökonomie so gut läuft. Dies geschieht auf Kosten von Menschen, die ausgebeutet werden, und der Natur in anderen Ländern. Deshalb stellt sich die Frage: Welches sind die Umbaumechanismen, die den Staat weniger abhängig von der kapitalistischen Expansion machen?

Haben Sie Vorschläge?

Man könnte den Staat zum Beispiel vermehrt durch Vermögen finanzieren. Zudem müsste man sich genau ansehen, für was und für wen der Staat heute Geld ausgibt. Aber natürlich müsste sich die Politik dann mit den herrschenden Interessen anlegen. Eine wichtige Voraussetzung verantwortungsvoller Politik besteht meines Erachtens darin, die imperiale Lebensweise zu politisieren, also ihre historische Entstehung, die damit verbundenen Machtverhältnisse und Interessen anzusprechen. Denn auch in unseren Ländern haben wir erhebliche Ungleichheiten, die über Statuskonsum und Wachstumsfixierung aufrechterhalten werden. Manche sagen, dass man angesichts der Situation nichts machen könne, doch das stimmt nicht.

Etwas paralyisiert wird man schon, wenn man sich die Welt aus der Perspektive der imperialen Lebensweise anschaut, die unseren Alltag beherrscht.

Die Politisierung läuft heute eher über die ökologische Frage und über Regeln, also nicht so sehr über die Ansprache: Ihr seid die bösen Ausbeuter des Südens. Es braucht eine politische Durchsetzung, keine moralische. Es geht etwa um die



Foto: Keystone/AP/Vincent Yu



Foto: Keystone/AP/Larry Grove

radikale Reduktion des Automobilverkehrs in Städten des Nordens. Diese bedingt natürlich ein Umstellen der Automobilindustrie allgemein. Ein anderer wichtiger Bereich sind Umwelt- und Sozialstandards in Ländern des Südens.

Umwelt- und Sozialstandards in Ländern des Südens – wie stellen Sie sich das vor?

Indem wir beispielsweise die Arbeitskämpfe in China unterstützen. Davon gibt es derzeit sehr viele, nur erfährt kaum jemand davon. Die Arbeiter in China kämpfen nicht etwa für ein fettes Auto, sondern lediglich dafür, einigermaßen würdig leben zu können. Wenn sich dann ihre Löhne verdoppeln oder verdreifachen, dann können die T-Shirts hier nicht mehr 1,99 Euro kosten.

Mit Verlaub, aber die Arbeitskämpfe in China interessieren angesichts der Situation in Europa kaum jemanden.

Dann müssen wir dieses Interesse eben schaffen. Wie viele hatten sich 2011 für den Arabischen Frühling interessiert? Klar war der physisch näher, doch diese Revolution stiess in Europa auf viel Wohlwollen. Ein Freund von mir, der sich in Ägypten sehr gut auskennt, hatte schon früh gesagt, dass die Muslimbrüderschaft die Herrschaft übernehmen werde. Aber zunächst einmal gab es Kämpfe um Selbstbestimmung und ein besseres Leben. Und damit sind wir bei der imperialen Lebensweise. Denn die erbärmlichen Lebensbedingungen in Marokko, Tunesien, Ägypten, aber auch in China, Bangladesch oder Indonesien haben letztlich mit den Konsummustern des Nordens zu tun. Wenn wir anerkennen, dass die Menschen in Tunesien für ein besseres Leben kämpfen, dann müssen wir auch über den Tomatenpreis in unseren Supermärkten diskutieren.

Höhere Tomatenpreise in Europa gleich bessere Lebensbedingungen für die Tomatenpflücker in Tunesien?

Wir reden hier nicht von fünf Euro pro Kilo, sondern lediglich von 2,20 Euro statt zwei Euro. Natürlich müssen die höheren Löhne in Tunesien vor Ort erkämpft werden, doch wir unterstützen diese Prozesse, wenn Menschen nicht nach dem Motto «Geiz ist geil» leben.

Aber das meiste Geld bleibt am Ende ohnehin bei den Landbesitzern, Zwischenhändlern und Supermarktketten.

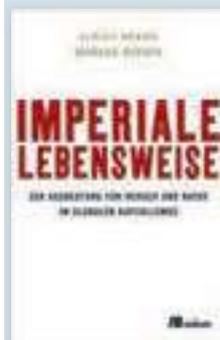
Das ist natürlich Teil des Problems. Aber die EU könnte gewisse Regeln aufstellen, die dazu führen, die Lebensbedingungen der Produzenten vor Ort zu verbessern.

Was könnte die EU konkret unternehmen?

Zum Beispiel in Europa nur den Verkauf von Tomaten zulassen, die zu sozialen und ökologisch akzeptablen Bedingungen hergestellt wurden und wobei die Menschen nicht weniger verdienen als den Betrag X. Ich war vor ein paar Jahren in Almería, in dieser riesigen Plastikwüste in Südspanien, wo im Winter ein Grossteil unseres Gemüses produziert wird. Die Menschen verdienen dort 30 Euro am Tag. Und wohin expandiert die Landwirtschaft? Sie geht nach Marokko, weil die Leute dort zehn Euro oder weniger verdienen. Das geht nicht! Genau so wie die EU Regeln zur Qualität der Lebensmittelimporte aufstellt und etwa die Einfuhr von Produkten verbietet, die mit bestimmten Pestiziden behandelt wurden, genauso könnte sie sagen: Es werden nur jene Produkte eingeführt, die unter bestimmten Arbeitsbedingungen hergestellt wurden.

Buchtipps

Ulrich Brand/
Markus Wissen:
Imperiale Lebensweise
Oekom, München 2017.
224 Seiten, Fr. 24.50.
ISBN 978-3-86581-843-0.



Jetzt bestellen auf
www.buchmax.ch
056 203 22 44